

Zeitschrift: Oltner Neujahrsblätter
Band: 54 (1996)

Artikel: Auf Wegen und Irrwegen im Sudan
Autor: Kunz, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-659620>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Auf Wegen und Irrwegen im Sudan

Vorbemerkung

Als Peter A. Bloch mich letztes Frühjahr zu einem Beitrag für die nächste Ausgabe der «Oltner Neujahrsblätter» ermunterte, in der Art eines fotografisch illustrierten Textes, war ich mir mit der Wahl des Themas bald im klaren. Sachgerichtet und zugleich aus persönlicher Sicht, weit ausholend, indessen nicht ohne einen Bezug zu Olten, dachte ich's mir, wie es einer so ortsverbundenen Publikation ansteht.

Ziemlich genau zwei Jahrzehnte zuvor hatte ich im Trockenbusch von Kordofan das Folgende (in seiner Rohform) niedergeschrieben. Eine Panne hatte zu einem mehrtägigen Aufenthalt gezwungen. Hitzegrade um die 40°C herum forderten eine eher verweilende Tätigkeit.

Das war 1975; ein Jahrhundert früher war der in Olten geborene Handelsmann, Forschungsreisende und Würdenträger Werner Munzinger Pascha im Raum des Sudans eines gewaltsamen Todes gestorben (vgl. «Oltner Neujahrsblätter», 34. Jahrgang 1976, Seiten 25–31). Die Anstösserländer des Roten Meeres haben von damals bis heute kaum je längere Friedenszeiten gesehen. Eroberungen, Rebellionen, Bürgerkriege forderten Hekatomben von Opfern. Für die unabhängige Republik Sudan (vormals Angloägyptischer Sudan) wurde seit der Mitte dieses Jahrhunderts die Konfrontation zwischen arabischem Norden und schwarzafrikanischem Süden grundsätzlich schicksalsbestimmend.

Von Zeit zu Zeit öffneten Waffenstillstände begrenzte Reisemöglichkeiten, und eine dieser Gelegenheiten benützten wir, d. h. eine kleine Gruppe neugieriger, reisefreudiger Mitteleuropäer, um mit Vierradantrieb, Zelt und son-

stiger Expeditionsausrüstung, unter landes- und landessprachenkundiger Führung, eine verlockende Route durch die beiden westlich und südwestlich von Khartoum gelegenen Provinzen Kordofan und Darfur einzuschlagen, mit den Schwerpunkten Djebel Marra, Nuba Hills und zurück zum Weissen Nil.

Orientierungen

«It's not the desert», wiederholte der Expeditionsleiter, von uns meist Chief genannt, da die offizielle Verständigung mit Rücksicht auf die Besatzung das Englische war. Nicht die Wüste, nur die Savanne. Also, was gebe es da zu befürchten? Für sieben Lagertage Proviant und Trinkwasser genug, ausreichend Brennholz, schliesslich zwei kundige, hilfreiche Kenner und Helfer. Diese hätten auch Seren gegen giftige Bisse und Stiche dabei und wüssten sie anzuwenden.

Er, der Chef, würde sich alsbald auf den Weg machen, irgendwo zuzusteigen versuchen, in der Richtung, aus der wir gekommen seien. Schätzungsweise in vier bis fünf Tagen. Dass er die vermissten Ersatzteile kriege, daran zweifle er keinen Moment. Wir hatten freilich nicht daran gezweifelt, dass er als Motorkarawanserist Ersatzteile mit sich führe, genau so selbstverständlich wie Proviant, Trinkwasser und Treibstoff. Die Stimmung war begreiflicherweise schlecht.

Selbst im Notfall, fuhr der Chief fort, wenn ihm etwas zustiesse und uns die Vorräte auszugehen drohten, selbst dann waren wir keineswegs verloren. «Das möchte ich gern nochmals genau hören», fiel eine zornige Männerstimme ein. «Dann würden Sie alle, in

geschlossener, geleiteter Gruppe, zur nächstgelegenen Wasser- bzw. Pumpstelle marschieren, fünf Stunden höchstens. Ein paar Einheimische fänden sich gewiss dort. Hilfeleistung ist hier herum Ehrensache.» – «Und weiter?» – «Diese würden einen Lastwagen herbeisignalisieren.» – «Aber das Gepäck?» – «Sie nähmen gerade soviel mit, als Sie selber zu tragen vermöchten. Marschieret würde bei Nacht. Klar, bei diesen Hitzegraden.» – «Und orientieren würden wir uns wahrscheinlich nach den Sternen, nicht wahr?» «Warum nicht. Immer genau Richtung Westen – einfache Sache. Bei uns schafft das jeder Scout. Und ich mach mich jetzt auf, in der entgegengesetzten Richtung.»

Der schrille Aufschrei einer Frauenstimme lenkte Augenblicke lang ab: eine der handgrossen Spinnen war in ein offenstehendes Zelt geraten; das also heimgesuchte Opfer schüttelte sich vor Grauen. Diese Chance nützte der Chef aus, um weiteren Fragen auszuweichen; mit einem trockenen «by, by, ladies and gentlemen», die Tragtasche umgehängt, entschwand er eilig dem Lichtkreis des Feuerscheins.

Überzeugt, seine beiden Mitarbeiter verständen kein Deutsch, liessen nun mehrere Reisetilnehmer ihren Gefühlen freien Lauf.

Zorn, Missfallen, Besorgnis, Enttäuschung prasselten förmlich auf den Abwesenden herunter. «Fahre der Mensch doch als vorgeblicher Safari- und Expeditionsleiter in die Wildnis hinaus, auf Pisten, deren Zustand er in Wahrheit nur unzureichend kenne, ohne die unentbehrlichsten Ersatzteile dabeizuhaben!»

«Erinnern Sie sich der Irrfahrt am zweiten Tag? 200 Kilometer Umweg! Eine Routenkarte, die nicht oder nicht



mehr gültig war. Das nicht enden wollende Palaver mit dem Dorfältesten, der gedruckte Landkarten nicht lesen konnte und der in der Folge mit dem Zeigefinger Skizzen in den Staub zeichnete, jede verschieden von der vorangehenden.

Schliesslich das Aussetzen des ersten Fahrzeugs. Vom zweiten im Kriechtempo, streckenweise über Lavageröll weitergeschleppt, zum hiesigen Lagerplatz – gerade noch bis daher! – und dann ebenfalls Havarie, auch des zweiten!

Ein wahrhaftig ärgerlicher Schlendrian, eine gewissenlose Sorglosigkeit in Sachen Vorbereitung!

Sicher haben wir uns zu keiner Zeit in Lebensgefahr befunden, was aber leid tat oder wütend machte, je nach Temperament, waren die verlorene Zeit, die kaum vermeidbaren Abstriche am Besichtigungsprogramm.

Später, auf dem Klappbett, unter freiem Himmel, in Rückenlage zum grandios bestirnten Nachthimmel aufschauend, sann ich der Rolle der Gestirne in vergangenen Jahrhunderten, vielleicht auch Jahrtausenden als Orientierungshilfen von einzelnen, Sippen, Stämmen, ganzen Völkern, nach.

Und was ist das bei den Zugvögeln, bei jenen Arten, die ihre Bahnen auch

nachts über Länder und Ozeane hinziehen. Richten auch sie sich nach den Sternbildern? Wenn nicht, wonach denn?

Ein letzter Gedanke vor dem Einschlafen: die ungewöhnliche Baumgestalt, eine Akazienart, die ich auf dem letzten Wegstück entdeckt hatte und derentwegen ein Stopp unseres Schleppluges nicht mehr zu verantworten gewesen war. Nunmehr stand einem Aufsuchen und einem gemächlichen Beschauen und Zu-Bild-Nehmen nichts mehr im Wege. Ich schätzte die Distanz höchstens auf eine knappe Stunde, die Wegverhältnisse in der Dornsavanne vorbehalten.

Begegnungen

«Guten Morgen, Herr Kollege», begrüßte mich der Reiseteilnehmer aus Niedersachsen. «Wem begegnet? Sie gucken so vergnügt, mitten in unserer himmeltraurigen Situation.» «Sollten Sie Menschen meinen, nein. Nicht mal einem einsamen Wanderhirten. Tieren dagegen, ja, Gazellen zum Beispiel. Nicht von sehr nah, zugegeben. Wir sind hier eben nicht in einem Sanktuar mit Dauerschonzeit. Die Tiere scheuen also den Menschen.» – Schon beinahe als mittlere Sensation

galt mir indessen ein Hornrabe. Etwa von der Grösse unseres europäischen Kolkkraben, mit schillernd-schwarzem Gefieder, leuchtend-rottem Kehlsack und Schnabel. Gemäss ornithologischer Zuordnung ein Rackenvogel, der einzige Schwärzling unter lauter Buntgefiederten. Vor dem Fahlgelb der Savannen eine überaus schmucke Erscheinung, dieser *Bucorvus abyssinicus*.

Ein weiterer Camp-Bewohner, der mein begeistertes Porträt gehört hatte, wollte die ideale Maskotte unserer Gruppe entdeckt haben: «Pechvogel mit Warnleuchte.» Mir ging die Miesmacherei schon auf die Nerven. «Ein wenig Zuversicht bekäme besser. Und über Abwesende zu lästern – das ist wieder eine andere Sache. Wenn der so arg Gebeutelte wieder zurück sein wird, sind wir ohnehin auf seine Hilfe, sein Wohlwollen angewiesen. Ich spreche als Pragmatiker, nicht als Moralist. Woran ich am ehesten zweifle, betreffend die Instruktionen des Chefs, ist seine Behauptung, wir hätten hier ausreichend Schatten während der heissen Tageszeit. Die zwischen den Wagen gespannten Planen genügen kaum, in den Zelten wird's tagsüber keiner aushalten. Bisher hatten wir zu dieser Zeit immer den Fahrtwind geniessen können.

«Jetzt schau sich einer das an, das gab's ja nicht einmal bei den Franzosen», liess sich ein vierter Reiseteilnehmer vernehmen, ein Militärarzt i.R., der 1943 in einem Kriegsgefangenenlager in Nordafrika während Monaten gelebt und gelitten hatte und gern Vergleiche zog. «Milben! Blutsauger von der ekelhaftesten Art!» Unter dem Schattendach kroch's braunglänzend, ein wahrer Teppich von Leibern.

Was tun? Es gab's nur eins: die Klappbetten aus den Zelten holen. An den glatten Metallstützen kamen die Milben tagsüber bestimmt ebenso wenig hoch wie eventuelle nächtliche Besucher. Abends – so hoffte man – würden sich die ungebetenen Gäste verziehen, sonst frässen sie die Spinnen.

Mir schien die Sitz-Liege, auf der wir die heissesten Stunden mit heraufgezogenen Füßen und Beinen würden zu-

bringen müssen, noch nicht perfekt. Als Stütze für Rücken oder Nacken mochte eine gepolsterte Tasche knapp hinreichen.

Mein Berufskollege und ich brachten unsere Ruhgestelle auf Gesprächsnähe. «Die Deckung nach oben noch, für Sie und für mich je eine.» Wir befestigten die Teile der «FAZ» mit Klebeband im blätterarmen Gesträuch. Klar «die Zeitung der klugen Köpfe!» Am späten Nachmittag brach ich nochmals zu meiner Akazie auf. Der Kollege bat mich, ihm eine Kopie der geplanten Aufnahme zuzusenden, murmelte etwas von Schlangenbissen. Einige Notizen zum ersten Savannentag hatte er sich ebenfalls aufgezeichnet, eine recht negative Bilanz.

Abdallah, der Koch, rief zum Abendessen. Expeditionskost. Anrühren, aufkochen, zwischen Suppeneintopf und Nachspeise alles Unentbehrliche, dessen ein Mensch bedarf drin, dazu Tee aus der individuellen Feldflasche, pro Tag stand 3½ Liter zu – Bier hätte den meisten Reiseteilnehmern besser geschmeckt.

Vor dem Schlafengehen nochmals ein wenig Philosophie: was heisst Begegnung? Mein Vorschlag – ganz aus dem Stegreif – es bedeutet ein nachhaltiges Erlebnis, das, nicht gehabt zu haben, ich sehr bedauern würde. Es könnte sich nicht nur um einen Menschen handeln, sondern ebenso um ein Tier oder einen Baum. Die ersten Tage der Reise hatten freilich ganz im Zeichen des Menschen gestanden. Was in diesem Schmelztiegel Afroarabiens an Hautfarben, Augenformen, Profilen zwischen Turban und Jellabiya anzutreffen war! Dann die Mimiken: gelegentlich selbstbewusst, ja würdevoll, aber nie zudringlich oder aggressiv; oft entgegenkommend, aber nie die hohle Hand hinstreckend.

Unvergesslich der junge Hirte, der uns bewillkommte und um Konversation in Englisch ersuchte, da er sich für das Zutrittsexamen an die Universität Khartum vorbereite. Einen finanziellen Zustupf lehnte er, beinahe etwas gekränkt, ab. Da Sorge die Regierung für ihn. Einen uns gewiss willkommenen Tip möchte er uns für unser

freundliches Gespräch noch geben. Alkoholisches dürfe in seinem Lande offiziell nicht verkauft werden – also bitte Schweigen bewahren! – bestes kühles Bier kriegten wir im nicht sehr fernen El Fasher, im Bordell.

Abhängigkeiten

Vierter Savannentag, vor Sonnenaufgang. Abdallah verneigt sich tief Richtung Mekka. Salat as subuh, Morgengebet.

Bei der Rückkehr ins Camp – wieder habe ich Gazellen beobachtet, Dorcas-Gazellen, sandfarbig, mit leierartig gebogenen Hörnern – herrscht unverkennbare Spannung. Es sei Wasser gestohlen worden. Abdallah will den Täter beobachtet haben, will aber die Personalien nicht preisgeben oder aber erst dem Chief. Geweckt habe ihn, Abdallah, der Affe – wir nennen ihn Manneken –, das Maskottchen des Leiters. Meist hockt er, an langer Kette, auf einem niedrigen Ast und guckt mit grämlichem Runzelgesichtchen trübe in die Welt. Annäherungen von Fremden quittiert er mit wütendem Schnappen.

Peinlich dieser Diebstahl. Diskussionen, was zu tun sei. Geständnis des oder der Schuldigen wäre Ehrensache, Blossstellung schon Strafe genug.

«Nebenbei, da hätte Frau M. endlich ihren Krimi», liess sich der notorische Witzbold der Gruppe hören. «Sie haben doch all die Tage im Camp ihre Lieblingslektüre vermisst. Schreiben Sie ihn zu Ende, schlagen Sie den Täter vor.» – «Sie Zyniker, Sie!» – «Na, Gnädige bzw. Ungnädige, verträgt's nicht mal dies bisschen Spass? Es ist nicht die Wüste, und bald werden's die wasserreichen Berge sein und niemand braucht mehr zu klauen.»

«Nun aber ist genug!» schrie die Ge-neckte und machte sich Richtung Zelt davon. «Sieht ja geradezu nach Expeditionskoller aus. Hat der Chef nicht auch dagegen ein Medikament dabei?» «Um nochmals aufs Gespräch von gestern abend zurückzukommen», meinte mein Kollege, «auch sich selbst laut sich begegnen, ge-

rade in Ausnahmesituationen. Selbsterkenntnis! Was man a u c h ist, erfährt man: zum Beispiel ein Dieb, ein Spötter und Zyniker.»

Abends kam sichtliche Unruhe über Manneken. «The chief is coming», lachte Abdallah, «be sure.» In regelmässigen Zeitabständen hüpfte das Tier vom Ast auf die Motorhaube und zurück und zerrte an seiner Kette.

Abdallah sollte recht behalten. Kurz nach dem Abendessen fernes Motorengeräusch. Stimmengewirr, arabisch, dann Huptöne. Eine Viertelstunde noch, und der Vermutete trat, die Anhängetasche hochhaltend, an der nämlichen Stelle heraus, wo er vor einigen Tagen verschwunden war. «Ladies and gentlemen, here we are!» Die Ersatzteile und erst noch in erstaunlich kurzer Zeit! Zu Recht strahlte er übers ganze Gesicht.

Manneken schien ausser sich vor Freude. Armes Kerlchen! Bald würde er wiederum die Neckereien seines Herrn über sich ergehen lassen müssen.

Repariert, getestet würde morgen früh; zwei, drei Fragen dürften wir aber noch stellen, räumte der Chef grossmütig ein. Gewiss, im Djebel Marra gebe es klares Quellwasser, der Name bedeute ja «Berg der Brunnen». Nach soviel Hitze, Staub, Ungeziefer, aufgezwungener Untätigkeit hätten wir dies auch verdient. In den Terrassenkulturen wüchsen Früchte und Gemüse – sicher willkommene Bereicherung unseres Speisezettels.

Sodann: um einige Nuba-Dörfer zu besuchen, reiche die Zeit gewiss, wegen wir aber den Deriba-Krater (gegen 3000 Meter hoch) vergessen könnten. Warum? Nyala, El Obeid, die Provinzgrenze, die Formalitäten, wir wüssten ja, wie aufwendig seit einiger Zeit all dies sei, er bäte um Verständnis.

Deutungen

Nyala: Verwaltungssitz von Süd-Darfur, um die 100 000 Einwohner, Moscheen, Kirchen, Markt, Regierungsviertel, Bahnhof. Vor allem eine herrliche Palmenallee, wo sich angenehm

verweilen liess, während der Chief das Offizielle erledigte, Schutzbrief, Benzingutscheine.

Unversehens zwei weisse Gesichter, die ersten und einzigen seit dem Start in der Hauptstadt. Zwei junge Leute vom U.S. Peace Corps, unterwegs vom Tschad herüber. Bisher per Anhalter, von hier aus wahrscheinlich mit der Eisenbahn, vielleicht mit Sitzplätzen auf dem Waggondach.

Ihr fröhliches Gelächter unterbrach die Rückkehr des Chefs, dessen verschlossenes Gesicht wenig Gutes verhiess.

«Ladies and gentlemen! Wissen Sie, was Sie, inklusive Ihr Leiter, sind, excuse me: wofür wir alle hier gehalten werden? Für Diamanten-Raubgräber! Und nichts Besseres hätten wir verdient als möglichst schnell aus dem Lande geschafft zu werden. Allein seiner (des Kommandanten) Grossmut verdanken wir es, dass er uns überhaupt Treibstoff abgibt, um nach El Obeid zu fahren, wo es dann dem dortigen Commander überlassen bleibe, ebenfalls Grossmut zu üben.

Diesmal schien der Chief ehrlich mitbetroffen. Unser zorniger Disput lockte einen Kreis von Einheimischen an. «Unterstellung! Schikane! Vermaledeite Reise! Gibt's im Sudan überhaupt Diamanten?» – «Wie wollen Sie ihm weismachen, dass Sie sein Land besser kennen als er selbst? Dass wir die Landschaft sehen wollten, darauf hat er geantwortet, wir wollten ihn wohl für dumm verkaufen. Wer nehme so viel Strapazen und Kosten auf sich, wenn er nicht auf Gewinn aus sei?»

Andere Länder, andere Ansichten! Und doch: ist jener Reiseteilnehmer nicht ebenso befangen, der den Chief gefragt hatte, ob sich da mit Geld nichts ausrichten liesse. Hierzuland würde doch Bestechlichkeit grossgeschrieben. Wenn das nicht Vorurteil, Unterstellung, willkürliche oder dümmlich-ehrverletzende Deutung eines Volkes ist!

Wir erinnern uns an jenen älteren Mann, der uns, nach aufmerksamer Beobachtung unseres Hantierens mit unseren Kameras, bat, hinein- bzw.



hindurchschauen zu dürfen. Seine Deutung: die Weissen wollten offenbar alles in einem Geviert drin sehen – seine Deutung, eben.

Schliesslich, wie lange noch, mit welcher Selbstverständlichkeit sprechen wir Zivilisationsmenschen von den angeblich Wilden oder Primitiven. Der Titel der berühmten Studie über die westafrikanischen Dogon liess sich ohne weiteres ins Gegenteil wenden: die Weissen denken nicht zu viel sondern zu wenig, dachten jedenfalls lange zu wenig. Und seit wann erst nehmen wir die Nuba und deren kunstvolle Schöpfungen ernst, von ihren Kampfspielen bis zu ihren zeichenträchtigen Körpermale-rien!

Ganz so hoffnungslos sei's mit den Dörfern übrigens noch nicht, ermutigte der Chef, als wir die Fahrzeuge bestiegen. Er kenne den Kommandierenden in El Obeid persönlich, und mindestens den Besuch eines der Dörfer könne er uns nicht verweigern. Leider konnte er. Mein Verdacht, dass er den Gästen aus politischen Motiven die Nuba nicht zeigen wollte, er oder die Behörden in Khartum. Animisten sollten eher bekehrt werden, nicht noch bestätigt und bestärkt in ihren beschämenden Glaubensvorstellungen.

Khartum, Omdurman, Stätten, die des rechtgläubigen sudanischen Volkes und seiner Vorkämpfer und Kämpfer, vorab des Mahdi, gedenken diese zu besuchen, war der einzige Rat, den uns der Commander zu geben wusste. Bei sich zu Hause, privat, wohin er uns Enttäuschte zu einem Drink eingeladen hatte.

Ein gewinnender Typ, seine Manieren so englisch wie die Einrichtung seines Besuchszimmers. Die Unterhaltung aufmerksam, taktvoll, gesprächsgewandt. In der Zuwendung pflegte er konsequent Gleichberechtigung.

«Ein perfekter Gentleman, nicht wahr?» lächelte jene Dame, die im Camp so gelitten hatte, mir zu, als wir zu den Wagen gingen. «Einspruch!» entgegnete ich. «Ein Gentleman ist, laut gültiger Definition, wer auch andere für Gentlemen hält – und nicht für Raubgräber...»

«Er glaubt, wie viele hierzulande, falls man etwas über die Zukunft mit einiger Gewissheit bestimme, man Gott dadurch beleidige und Unglück auf der Reise hervorrufe. Daher sprechen wenige von dem, was getan werden soll, ohne hinzuzusetzen: «Inschallah!» (Wenn Gott will!)» – so Johann Ludwig Burckhardt über seinen sudanesischen Begleiter, 1813.